

Stefan Zahlmann, Autobiographische Verarbeitungen gesellschaftlichen Scheiterns. Die Eliten der amerikanischen Südstaaten nach 1865 und der DDR nach 1989, Böhlau Verlag, Köln/Weimar etc. 2009, 347 S., geb., 42,90 €.

Dass die Sieger die Geschichte schreiben, ist ein oft kolportierter Allgemeinplatz. Es sind nicht zuletzt die Besiegten, die ihn absichtsvoll in Stellung bringen, um gleichzeitig, frei nach Voltaire, die eigene Wahrheit der vermeintlichen historischen Lüge, auf die sich die Sieger geeinigt haben, entgegenzustemmen. Die Autobiografie ist schlechthin das Medium gestürzter Eliten gegen die Zumutungen von außen. Sie bietet ihnen die monologische Möglichkeit, sich für ihr politisches Handeln zu rechtfertigen, existenzielle Brüche in den scheinbar kohärenten Fluss der Lebensgeschichte zu integrieren und schließlich den neuen herrschenden Diskursen Korrektive einzuschreiben.

Der Kulturwissenschaftler Stefan Zahlmann widmet sich in seiner Konstanzer Habilitationsschrift einem auf den ersten Blick höchst ungewöhnlichen Vergleich, indem er elitäre autobiografische Verarbeitungsmuster des Scheiterns der „Confederate States of America“ (CSA) denen des Untergangs der DDR gegenüberstellt. Zahlmann verschweigt nicht die augenscheinlichen Fallstricke eines solch gewagten Vergleichs. Ziemlich genau ein Fünftel (ca. 60 Seiten) des rund 300-seitigen Textes (der Rest ist Anhang) räumt er dem programmatisch, theoretisch und methodisch einleitenden Teil ein. Das wirkt vergleichsweise unverhältnismäßig. Freilich verlangt ein solches Thema ausführliche Begründung, und Zahlmann kann – quer durch seine Arbeit – durchaus nachweisen, dass die frappanten Ähnlichkeiten autobiografischer Verarbeitungsmodi und Rechtfertigungsstrategien ehemaliger Eliten auf historisch eben nicht einmaligen Konstellationen beruhen: „nationale Teilung, unterschiedliche Gesellschaftssysteme in beiden Teilen, jahrelange kriegerische bzw. kriegsähnliche Auseinandersetzungen, schließlich die politische/ökonomische Niederlage des einen Teils und eine Vereinigung belastet durch wirtschaftliche Ungleichheit“ (S. 19).

Der Autor unterzieht eine beeindruckende Fülle publizierter Erinnerungen der alten, neuen und Gegeneliten der Südstaaten (zwischen 1866 und 1922) beziehungsweise Ostdeutschlands (zwischen 1990 und 2004) in zwei Hauptkapiteln einer eingehenden, konzentrierten und in Aufbau wie Proportionen nahezu identischen Untersuchung – wobei das Hauptaugenmerk klar auf den alten Eliten liegt. Zwar analysiert er zusammenfassend auch Texte der neuen beziehungsweise Gegeneliten, doch die zentrale Frage lautet: Wie erinnern sich die Verlierer – an die untergegangene staatliche Ordnung, an ihre Gegner und an die Krisenmomente? Dabei kristallisieren sich strukturelle Gemeinsamkeiten der jeweiligen Selbstinszenierungen, narrativ vergleichbare Muster der Krisenbewältigung und ähnliche Erfahrungen bei der gesellschaftlichen Transformation heraus. Im Ergebnis macht Zahlmann drei sinnvolle, aber kaum überraschende Erinnerungstypen fest, die er etwas umständlich als 1. „Wir alle‘ vs. ‚äußere und innere Gegner‘“ (die alten Eliten), 2. „Wir bessere‘ vs. ‚Wir alle‘“ (vor allem die Gegeneliten) und 3. „Wir sind ein Volk!“ (die erfolgreich im neuen System angekommenen Elitevertreter) bezeichnet (S. 278-288).

Die autobiografischen Einlassungen kreisen, auch das wenig erstaunlich, in Variationen vor allem um die neuralgischen Aspekte beider gesellschaftlichen Entwürfe: Legitimität der Sklaverei und das Konzept der *white supremacy* hier, den Antifaschismus und die Überlegenheit der sozialistischen Gesellschaftsordnung dort. Und dies mit allen entsprechenden Implikationen und individuellen Differenzierungen in steter Auseinandersetzung mit dem Gegner im Norden beziehungsweise im Westen. Kam den ehemaligen Funktionseliten auch ihr staatlicher Überbau abhanden, in ihren Erinnerungen waren sie in apologetischer Weise bemüht, den ideologischen Unterbau, die „gute Sache“ an sich, argumentativ für die Zukunft zu retten und damit zugleich das eigentliche Scheitern ihrer individuellen, an das

unterlegene Gesellschaftsmodell geknüpften Biografie zu neutralisieren. Der gestürzte Staats- und Parteichef Erich Honecker – den Zahlmann für das DDR-Kapitel in den Mittelpunkt rückt (S. 177) – konnte so angesichts der kapitalistischen „Restauration“ bruchlos jenen revolutionären kommunistischen Kampf fortführen, den er in den 1920er Jahren begonnen hatte. Und sein amerikanisches Pendant, der Präsident der CSA, Jefferson Finis Davis, sah den Kampf der Systeme mitnichten an ein Ende gekommen: „It has only entered on a new and enlarged arena“ (S. 168).

Richtig warm wurde der Rezensent mit Zahlmanns Arbeit dennoch nicht. Dies liegt nicht einmal so sehr am teilweise sperrigen Stil seines Textes. Eher wirft sein Buch fortlaufend naheliegende Fragen auf, die er hätte antizipieren, thematisieren oder zumindest *en passant* problematisieren müssen. Sie resultieren weniger aus den gelungenen Einzeluntersuchungen, vielmehr aus dem nahezu ausschließlich auf strukturelle Gemeinsamkeiten konzentrierten Blick, der dann aber viele bedenkenswerte Nuancen außer Acht lässt.

Etwa: Die CSA lieferte sich mit der Union einen blutigen Bürgerkrieg, der rund 650.000 Menschenleben forderte – ein amerikanisches Trauma, zweifellos. Die zwar „kriegsähnlichen“, doch eher propagandistisch geführten Auseinandersetzungen zwischen Bundesrepublik und DDR haben da schon eine deutlich andere Dimension, zumal die ideologischen Kämpfe im Laufe der Zeit an zwingender Schärfe verloren und am Ende eher die allgemeine Akzeptanz der Zweistaatlichkeit stand, die beiderseits des Eisernen Vorhangs kaum mehr als Trauma begriffen wurde. Ist hier zudem eine verheerende militärische Niederlage zu konstatieren, so dort eine unblutige, friedliche, *von innen* heraus organisierte und getragene Revolution – bei der es intentional auch nicht um die nationale Einheit, sondern um eine Reform des Sozialismus ging. Was bedeuten diese konkreten historischen Umstände wiederum für die Konzeption und Stoßrichtung autobiografischer Aufarbeitung – und schließlich für das kollektive Gedächtnis?

Ein anderer Aspekt: In Amerika scheiterte ein kurzlebiges separatistisches Experiment, in der DDR aber eben nicht allein die 40-jährige SED-Herrschaft. Vielmehr brach im Herbst 1989 mit dem Kommunismus weltweit ein säkulares Glaubenssystem zusammen, endete ein „europäischer Bürgerkrieg“ (Ernst Nolte) – eine Niederlage, die den bloßen nationalen Kontext letztlich weit überstieg. Aber auch hinsichtlich der deutschen Binnenperspektive bleiben die anderen großen Untergangserfahrungen des 20. Jahrhunderts (1918, 1945), die eine Fülle autobiografischer Reflexionen nach sich zogen, gänzlich ausgeblendet, von deren diffiziler Rezeptionsgeschichte ganz zu schweigen. Und welchen Stellenwert die elitären Autobiografien überhaupt in den nationalen geschichtspolitischen Deutungsgefechten haben – vor allem im Vergleich zur Deutungsmacht der „Sieger“ (im Norden beziehungsweise Westen) –, wird für Amerika an vielen Stellen zwar beschrieben, für die ehemalige DDR aber bestenfalls angedeutet. Weiter: Kann man einen abgeschlossenen (Amerika) mit einem eben nicht abgeschlossenen Erinnerungsdiskurs (Deutschland) vergleichen (Vgl. S. 58-61)? Der Potsdamer Zeithistoriker Martin Sabrow hat allein für die ehemalige DDR drei verfestigte Erinnerungstypen (Fortschritts-, Arrangement- und Diktaturgedächtnis) ausgemacht, die miteinander konkurrieren und koexistieren. Im Gegensatz zur gesamtdeutschen Erinnerung an den Nationalsozialismus ist ein Ende dieses Deutungskampfs noch nicht abzusehen. Womöglich bleibt die DDR im Vergleich dazu nur eine „Fußnote“ (Stefan Heym) im nationalen Gedächtnis – ganz im Gegensatz zum amerikanischen Bürgerkrieg.

Gewiss, das alles ist nicht das primär annoncierte Thema des vorliegenden Textes. Doch darf man bei der Einordnung seines Untersuchungsgegenstands zu solchen Fragen nicht schweigen. Schließlich: Dem Verdacht, die parallelen narrativen Verarbeitungs- beziehungsweise Rechtfertigungsmuster des Scheiterns deuten auf anthropologische Konstanten hin, vulgo: auf menschlich-allzumenschliche Reaktionen, begegnet Zahlmann lapidar: „Derartige Gedanken weise ich entschieden zurück“ (S. 19). Das greift dann doch zu kurz, und von einem ausgewiesenen Experten der autobiografischen Forschung hätte man sich kulturgeschichtlich differenziertere Einsichten jenseits des apodiktischen Verdikts gewünscht – zumal in einer Habilitationsschrift. Der auf den ersten Blick gewagte, wenngleich originelle Vergleich muss mit einer solchen Kaskade von methodischen und inhaltlichen Zusatzfragen rechnen. Dass Zahlmann in seiner Einleitung (und passim) auf gedanklich weiterführende Seitenblicke in oben genanntem Sinne nahezu gänzlich verzichtet, bleibt ein Manko seiner Arbeit.

Fazit: Stefan Zahlmann hat einen ungewöhnlichen Vergleich gewagt. Das Ergebnis ist durchaus ambivalent. Die strukturellen Ähnlichkeiten autobiografischer Verarbeitungen gesellschaftlichen Scheiterns arbeitet er überzeugend heraus. Die zahlreichen Unterschiede der historischen Kontexte werden dagegen viel zu wenig berücksichtigt.

Michael Ploenus, Braunschweig

Zitierempfehlung:

Michael Ploenus: Rezension von: Stefan Zahlmann, Autobiographische Verarbeitungen gesellschaftlichen Scheiterns. Die Eliten der amerikanischen Südstaaten nach 1865 und der DDR nach 1989, Böhlau Verlag, Köln/Weimar etc. 2009, in: Archiv für Sozialgeschichte (online) 52, 2012, URL: <<http://www.fes.de/cgi-bin/afs.cgi?id=81281>> [22.9.2011].